

# VOLLTREFFER

Zeitschrift der Germanistikstudenten  
Kazimierz Wielki-Universität Bydgoszcz

März 2014

[www.knsg.ukw.edu.pl](http://www.knsg.ukw.edu.pl)

19. Ausgabe



## **Prof. Dr. Gerd Antos: *Liebesbekundungen sind und bleiben nur Worte***

Seite 3

## **Wie man Deutsch ohne Deutschkenntnisse studiert**

Antonina Schäfer

Seite 13

## ***Paranormale Erscheinungen an unserer Uni: Teil 2***

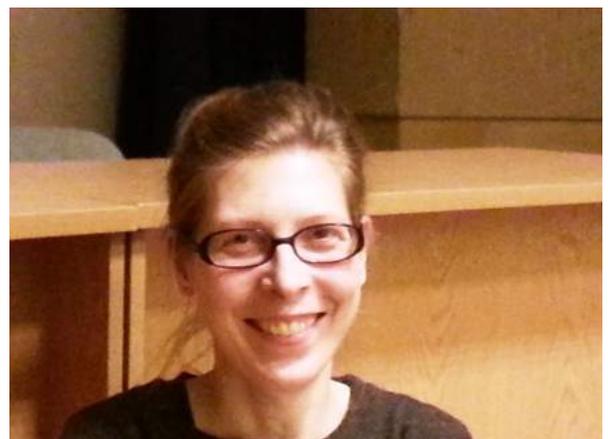
Sławomir Kowalewski/Dennis Chraplak

Seite 15

## **Yvonne Belczyk-Kohl: *Es lebe die Wissenschaft!***

Seite 5

Herausgegeben von  
**Koło Naukowe  
Studentów Germanistyki**



# In dieser Ausgabe:

Nichts los	3
Sprachlich voll daneben	3
Wir leben (nicht) wie die Schweine	5
Dahinvegetieren, Sexualität und Abweichungen	9
Der Selbstmordraum	10
Olympische Bedenken	11
Wie man Deutsch ohne Deutschkenntnisse studiert	13
Die Archetypen der Germanistikstudentinnen	14
Paranormale Erscheinungen an unserer Uni: Teil 2 – Zeit der Probe	15
Wettbewerb	16

## Impressum

**AutorInnen:** Gerd Antos, Yvonne Belczyk-Kohl, Dennis Chraplak, Marta Helta, Paulina Kobus, Sławomir Kowalewski, Rafał Pokrywka, Antonina Schäfer, Paweł Sobolewski, Sandra Wawrzyniak

**Korrektur:** Yvonne Belczyk-Kohl, Rafał Pokrywka

**Layout:** Adam Klain

**Chefredakteur:** Rafał Pokrywka

**Druck:** Oficyna Wydawnicza Mirosław Wrocławski

Diese Ausgabe wurde von der Kazimierz Wielki-Universität finanziert



## Nichts los

Dr. Rafał Pokrywka

Die Studenten aus dem 2. Jahr haben schon ihren Spaß, indem sie fantastische Kämpfe gegen die bösen Mächte der Grabowa-Straße auf den letzten Seiten des Voll Treffers austragen. Und das ist gut so, denn ihre Erzählung lässt, wie jede gute Fantasy, die Mittelmäßigkeit der wirklichen Welt vergessen und in der Tat glauben, dass sich hinter der durchaus einladenden Fassade unseres Gebäudes Geschichten abspielen können, nach denen die Jagd auf einen Prinzen der Dunkelheit mit einem riesigen Schwert in der Hand und ohne Furcht im Herzen nicht ganz abwegig ist. Wie möchte man sich in diese Welt versetzen, selbst wenn sie grausam und kalt ist! Man weiß doch, dass diese Grausamkeit nicht schmerzt und diese Kälte nicht beißt. Gegen einige wirkliche Unzulänglichkeiten der germanistischen Koexistenz lässt sich allerdings mit Schwert und Schild nichts anfangen, denn sie nehmen eine wenig greifbare Gestalt an, ähneln vielmehr Krankheiten und sind in ihrer ansteckenden Natur eben Krankheiten. Sie verbreiten sich problemlos, wenn nicht blitzschnell, dann doch selbstsicher, als ob sie wüssten, dass ihre Saat immer einen fetten Boden findet. Eine von ihnen heißt „Nichtslosigkeit“.

Verzeiht mir dieses Pathos, das vermutlich durch die Lektüre der besagten *Paranormalen Erscheinungen* hervorgerufen wurde. Dieses kleine Vorspiel zur neuesten Ausgabe hätte ich wahrscheinlich mit dem schlichten Zitat „An unserer Uni ist nichts los“ anfangen sollen, denn das ist eben sein Thema – das Vorurteil, das sich unglaublich tief eingewurzelt hat und schwer auszurotten ist, sodass ich manchmal fürchte, es könnte wahr sein. Die Natur dieses Vorurteils ist, wie bereits angemerkt, schwer erfassbar. Was dahintersteckt, ist wahrscheinlich ein in unseren leuchtenden, medialen Zeiten erstaunlicher Mangel an Information, geboren durch die Mutter Faulheit, denn sie ist es wohl, die manch einem Studierenden die unschuldigste aller Antworten auf die Vorwürfe eines rabiat gewordenen Dozenten diktiert: „Ich habe doch nichts davon gewusst!“ Mangel an Information – aber auf welcher Seite? Vielleicht liegt die Schuld bei den Dozenten, die sich so viel Mühe geben, famose Späße für ihre Lehrlinge vorzubereiten, dass sie später keine Kraft mehr haben, für sie zu werben, und demzufolge ein kleines Debakel bei einem für, sagen wir mal, 150 Personen geplanten „fröhlichen Beisammensein“ einstecken müssen. So etwas habe ich mehr als ein Mal erlebt, sofort aber vertreibe ich die Hoffnungen derer, die glauben, der Herr Chefredakteur trete jetzt enttäuscht zurück und wolle in seiner letzten Rede möglichst viele Leute beleidigen. Ich frage mich nur (wenn auch ohne größere Emphase), ob unsere schulmeisterlichen Fachsimpeleien manchen lieben Studenten so sehr auf die Nerven gehen, dass sie einfach nicht mehr mitmachen wollen. Oder ob wir schon zu alt sind und nicht verstehen, was Spaß ist.

Um gerecht zu sein, sollte ich an dieser Stelle auch die Vorurteile der Dozenten anführen, die gegen die unantastbare Institution des Studierenden (ja, ja!) gerichtet sind, da das aber eine ganz andere Geschichte ist und ich die mir zugewiesene Zeichenzahl längst überschritten habe, verstumme ich lieber. Glaubt mir aber – gegen die wäre auch ein schöner Kampf auszutragen, zumindest mit einem ordentlichen Kampfteil.



## Sprachlich voll daneben

Prof. Dr. Gerd Antos

***Ich liebe Dich ganz freiwillig und ohne Absicht. Wenn Du willst, gebe ich es Dir auch schriftlich.***

Manches macht man nicht ganz freiwillig, sondern den Umständen gehorchend eher gezwungenermaßen: Prüfungen ablegen, Schuhe putzen, Heiraten oder auch die Steuerklärung. Manches macht man nicht absichtlich: Jemanden versehentlich auf die Füße treten, im Auto einschlafen oder Lachen, wo man es eigentlich nicht sollte.

In der Liebe scheint alles anders: Ist sie nicht logischerweise „freiwillig“ und „absichtlich“? Einerseits. Aber kann man das auch so sagen? Man stelle sich dazu folgenden Liebesschwur vor:

**Ich liebe Dich – und zwar sogar ganz freiwillig! Mehr noch: Ich liebe Dich ganz ohne Absicht – anders als Dein Finanzberater!**

Warum klingt ein solcher Schwur so „schräg“, ja sogar „unmöglich“? Wissenschaftler versuchen bekanntlich, hinter die Bühne des Lebens zu schauen. Sie wollen wissen, warum etwas so ist, wie es ist. Das gilt auch für Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler. Also: Wie ist zu erklären, dass man kaum ernsthaft sagen kann, man liebe jemanden *freiwillig/nicht freiwillig, absichtlich/nicht absichtlich, vorsätzlich* oder gar *versehentlich*?

Nun: In der Welt der Bekundung von Gefühlen herrschen andere Gesetze als z. B. vor Gericht, beim Kaufen, im Sport oder in der Philosophie! Dazu gehört das pragmatische Paradoxon, das seit Paul Watzlawicks Schriften als „Sei spontan!“ Weltkarriere gemacht hat. Wo ist das Problem dabei?

Klar ist einerseits: Liebe ist ihrem Wesen nach spontan! Denn wahre Liebe sollte aus dem Herzen kommen! Andererseits: Wenn Liebe spontan ist, so sollte es doch möglich sein, dies auch zu verbalisieren. Also: *Meine Liebe zu Dir ist ganz spontan!*

Dennoch: Jemanden aufzufordern, spontan zu sein – in der Liebe oder auch darüber hinaus, ist nicht nur „komisch“, sondern auch kontraproduktiv. Paradoxal wird diese Aufforderung vor allem dadurch, dass sie dem Aufgeforderten überhaupt keine Chance mehr lässt. Denn: Befolgt jemand die Aufforderung, dann ist dieser jemand per definitionem nicht mehr spontan. Lehnt er oder sie jedoch diese Aufforderung als eine Zumutung ab, dann bekundet er/sie das Ende seiner möglichen Zuneigung. Also ganz gleich wie man sich verhält: Einmal ausgesprochen, kann man dem Paradox des „Sei spontan!“ nicht mehr entkommen!

Nicht ganz unähnlich ist es, wenn man seine Liebe nicht nur bekundet, sondern noch zudem versichern möchte, dass man sogar jemanden *freiwillig* oder *absichtlich* liebt. Das da etwas nicht stimmt, kann man auch daran sehen, dass man genauso wenig sagen kann, man würde jemanden *nicht freiwillig* oder *unabsichtlich* lieben. Beides würde die Geliebte oder den Geliebten extrem verwirren. Denn verflucht nochmal: Was meint jemand eigentlich, wenn er oder sie sagt, dass ich *freiwillig* oder *absichtlich* geliebt werde? Vom Gegenteil einmal ganz abgesehen!

Dass das Verhältnis von Liebe und dem sprachlichen Bekunden von Liebe nicht einfach ist, weiß jeder Popsänger. Liebe ist anders als Autofahren, Boxen oder Geld zählen u. a. deshalb so ganz anders, weil sie in der Regel weder *intendiert, beabsichtigt, vorsätzlich*, ja nicht einmal *versehentlich* ist.

Denn: Liebe passiert einfach, so einfach ist das! *Falling in love* sagen dazu die Anglophonen. Liebe ähnelt also einer geheimen Falltüre, die sich unversehens unter einem öffnet. Man ist bestenfalls Objekt einer Handlung, nicht Subjekt. Auch wenn uns unsere Sprache mit dem: *Ich liebe Dich* bzw. *Kocham cię bardzo* in die Irre führt. Denn Liebe ist keine Handlung, die der Akteur *freiwillig* bzw. *unfreiwillig* vollziehen oder gar *vorsätzlich beabsichtigen* kann.

Noch etwas zum Thema Mündlichkeit versus Schriftlichkeit: Komisch wäre es, wenn man jeden Morgen seinem Partner den Liebesschwur nicht nur zärtlich ins Ohr flüstert, sondern diesen Liebesschwur gleich noch schriftlich überreicht – zum Beispiel auf einem vorgestanzten Zettel, womöglich computermäßig erstellt und das gleich bis zum 31. Dezember 2014.

*Die Philosophie ist ein Kampf gegen die Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache*, sagt Wittgenstein in seinen *Philosophischen Untersuchungen*. Wie verhext unser Reden über Liebe ist, – das zum Schluss – musste auch der Stasi-Chef Mielke feststellen, als er 1989 vor der Volkskammer den verblüfften Abgeordneten und der DDR-Bevölkerung das anvertraute, was als: „Ich liebe euch doch alle!“ (übrigens nicht ganz korrekt) zitiert wird. Sie wollten ihren Ohren nicht trauen und lachten nur empört. Mielke hätte mal die Philosophen Ludwig Wittgenstein oder John Austin lesen sollen. Oder den italienischen Welt-Hit: *Parole, Parole, Parole...*

Denn Liebesbekundungen sind und bleiben letztlich nur Worte. Unabhängig davon, ob man sie beabsichtigt, vorsätzlich oder auch nur versehentlich äußert. Und selbst wenn man es schriftlich gibt, wird nicht jeder immer darüber erfreut sein (siehe oben).

Wer Lust auf mehr hat: Austin, John L. (1956): Ein Plädoyer für Entschuldigungen. In: Ders. (1986): *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart: Reclam, S. 229-68.

Austin, John L. (1958): Drei Möglichkeiten, Tinte zu verschütten. Ders. (1986): *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart: Reclam, S. 351-69.

---

Prof. Dr. Gerd Antos von der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg war am 24.02.2014 bei uns im Institut für Germanistik zu Gast und hielt zwei Vorlesungen zu den Themen *Wozu brauchen wir Texte? Zum Funktionswandel der textuellen Schriftlichkeit im digitalen Zeitalter* und *Alles was R(r)echt ist. Deutsch als Fremdsprache auch für Deutsche*. Diejenigen, die dabei waren, können bestätigen, dass Prof. Dr. Antos einen humorvollen und lockeren Einstieg in die schwierigen Fragen der Sprachwissenschaft anbot. Diejenigen, die die Vorlesungen verpasst haben, haben jetzt die Möglichkeit, seinen Beitrag über sprachliche Besonderheit der Liebe zu genießen, den er eigens für diese Ausgabe des Voll Treffers geschrieben hat. (RP)



## Wir leben (nicht) wie die Schweine [des Cartoons]!

Yvonne Belczyk-Kohl M.A.

### Statt einer Einleitung

In einer Veranstaltung des jungen Sommersemesters, als wir im Kurs *Wissenschaftliches Schreiben* den Aspekt *Themenfindung* besprachen, merkte ich an, eine der Möglichkeiten bzw. der Aufgaben eines Autors sei es, auch anhand vermeintlich langweiliger Informationen oder Gegebenheiten einen interessanten Text zu schreiben. Und das aus zwei Gründen: Erstens verhilft einem ein spannend erarbeitetes Thema zu einer treuen Leserschaft (interessanter Text = mehr Leser). Zweitens ist es für eine facettenreiche und persönlich gewinnbringende Bearbeitung hilfreich, wenn Autor/inn/en das eigene Arbeitsfeld hinreichend attraktiv darbietet.

Angesichts der zweifelnden Blicke der Studierenden verstieg ich mich in der Diskussion zur Behauptung, aus jeder Fragestellung ließe sich mit ein wenig Umsicht ein ansprechendes Thema gestalten. Ich sah die Zweifel größer werden. Also legte ich, meine pädagogische Chance ergreifend, nach. Deshalb machte ich den Studierenden des zweiten Studienjahres im Kurs ein Angebot, das sie nicht ablehnen konnten: Unter der Voraussetzung, dass sie mir ein beliebiges Thema nannten, würde ich daraus einen akademischen Text machen. Die Gruppe lief darauf hin zu kreativer Hochform auf und stellte mir eine möglichst unmögliche Aufgabe. Es ist Ehrensache, dass ich die Herausforderung annehme und die mir gestellte Aufgabe, einen Cartoon und zwei Aussagen aufeinander zu beziehen, umsetze.

So viel zur Vorgeschichte meiner Textaufgabe. Im Folgenden gehe ich, bevor ich das Thema inhaltlich ausarbeite, auf die Struktur des nachfolgenden Textes ein. Zunächst stelle ich in Kapitel 1 der vorliegenden Arbeit die mir gestellte Aufgabe sowie den betreffenden Cartoon kurz vor, um als Vorstufe der Analyse die Ausgangssituation zu vergegenwärtigen. Im nächsten Schritt analysiere und interpretiere ich in Kapitel 2 das Bild hinsichtlich seiner Darstellung – aus Platzgründen kann hier nicht auf alle Aspekte und Kommunikate des vielschichtigen Cartoons eingegangen werden, sodass eine Beschränkung auf die wichtigsten erforderlich ist. Auch auf die Farbgestaltung und der Zeichenstil kann aus praktischen Erwägungen heraus nicht näher eingegangen werden. Beide spielen in Bezug auf die Interpretation eine untergeordnete Rolle, sodass ein Verzicht auf ihre Berücksichtigung die Analyse nicht schmälert. Kapitel 3 ist der Aufgabenstellung gewidmet: In Kapitel 3.1 gehe ich

kurz auf die von mir gewählte Methode der Themenfindung, das Mindmapping, ein. Kapitel 3.2 des Textes ist der Zusammenführung von Cartoon und Aufgabenstellung vorbehalten. Den akademischen Teil meines Textes schließe ich in Kapitel 4 mit einer zusammenfassenden Bemerkung ab. Kapitel 5 beinhaltet das Schlusswort.



Abb. 1; Cartoon von Marunde, aus *Aspekte 2* (2007), S. 56.

### 1. Aufgabenstellung und Bildbeschreibung

Die der Arbeit zugrunde liegende Fragestellung lautet: „Wir leben wie die Schweine oder Wir leben nicht wie die Schweine“ des Cartoons.[1] Weiterführend ist eine der beiden Aussagen auf einen Cartoon[2] im Lehrbuch *Aspekte 2* (Ausgabe 2007), S. 56, Kapitel 4: *Zusammen leben* zu beziehen und ein Text zu schreiben.

Auf dem genannten Cartoon sind drei Schweine und ein Rabe auf dem Gelände eines Bauernhofs zu sehen. Zwei der Schweine liegen bzw. sitzen auf der Erde im Matsch und führen ein Gespräch mit dem Raben. Sie sprechen ihn als „Herr Doktor“ an und möchten sich Rat bei ihm holen. Die Szene wird mit einem Satz des Feder-Freuds eröffnet („Sie werden mit ihrem Sohn nicht mehr fertig? Wo ist das Problem?“), der damit das Anliegen der beiden Schweine vorwegnimmt. Der Aufforderung des Raben, das Problem zu schildern, kommen die beiden Schweine nach. Ihren Aussagen zufolge verhält sich der Sohn wenig „artgerecht“, indem er sich weigert, „in der Erde [zu] wühlen“, „faul in der Sonne [zu] liegen“, zu „grunzen“ und sich „im Matsch [zu] suhlen“.

## 2. Bildrezeption (Analyse und Interpretation)

Vater und Mutter Schwein haben ein Problem: Ihr Sohn, das dritte Schwein auf dem Cartoon, ist aus der Art geschlagen. Die Aussage der Elternschweine wird durch die visuelle Gestaltung des Sohnes noch betont, denn dieser steht aufrecht auf zwei Beinen und trägt Anzug und Krawatte. In seiner rechten Klaue hält der junge Eber eine Aktentasche, in der linken ein Handy, über das er telefoniert. Er erinnert an den stereotypen Aktienhändler, Banker oder Immobilienmakler, dessen dezenter Mittelscheitel nicht nur auf eine gepflegte Frisur und damit eine solide Körperhygiene verweisen soll, sondern auch semiotische Doppelfunktion hat.[3] Denn einerseits unterstreicht sie den Eindruck, einen höchst erfolgreichen Wall-Street-Wolf[4] oder Immobilien-Hai vor sich zu haben, andererseits markiert sie die kulturelle Differenz zur Norm der eigenen Gruppe auf subtile Weise: die Eltern sind ungekämmt. Da Herr und Frau Schwein die Verhaltensabweichung ihres Sohnes als auffällig im Vergleich mit der Wir-Gruppe markieren („er verhält sich nicht artgerecht“), kann davon ausgegangen werden, dass für den Zeichner das Ungekämmtsein ein Definitionsmerkmal des gemeinen Schweins ist. Mehr noch – dem Cartoon zufolge liebt das durchschnittliche Schwein Schmutz und die bequeme Seitenlage, während sich nur Abweichler in Richtung der menschlichen Körperhaltung bewegen. So deutet sich hier bereits eine Ethnomethode in der Schweinegesellschaft an: Um als Schwein durchzugehen, darf man sich nicht wie ein Mensch verhalten. *Doing being a Schwein*[5] beinhaltet Nacktheit, regelmäßiges Suhlen, grunzen, den Bauch in die Sonne zu halten und dies alles auch zu mögen.

Demzufolge durchläuft der junge Börsenadepot einen Prozess der Entfremdung, er verlässt seine Gruppe, wird flüchtig und will auf eigenen Beinen, pardon, Hufen, stehen. Dieser Eindruck wird verstärkt durch Körperwendung und Blickrichtung des Wall-Street-Nachwuchses, denn er steht abgewendet von sowohl den Eltern als auch dem Bauernhof. Dies wirft zwei existenzielle Elternfragen auf: Was wird ihn in der weiten Welt erwarten? Wer sind seine Vorbilder, wenn die Elterntiere es nicht mehr sind? Ängste peinigen Herrn und Frau Schwein, die schützende Hand nicht mehr über den Sprössling halten zu können (sie holen sich sogar psychologischen Rat!), der sich jedoch bereits abgewandt hat, ja gar telefoniert, die tiefe seelische Not der besorgten Eltern ignorierend. Hier zeigt sich das Motiv des Eltern-Kind-Konflikts in seiner deutlichsten Ausprägung. Denkbar ist jedoch auch eine allgemeinere Aussageebene: Der Generationenkonflikt wird am Beispiel des Eltern-Kind-Konflikts suggeriert. Die Kluft ist unüberwindbar, Handy, Anzug, aufrechter Gang und Mittelscheitel machen es unmöglich, eine gemeinsame Gesprächsbasis zu finden. Eine Trennung steht bevor – aber wird sie von Dauer sein? Steht der junge Ringelschwanzträger Gordon Gekko näher, der auf Konventionen pfeift und rücksichtslos sein eigenes Ding macht (Gewinnmaximierung) oder aber Bud Fox, der sich zwar von der Welt der Gekkos blenden lässt, dann aber zurück zu den Wurzeln (Vater Carl Fox) findet?[6] Sind Geld und Macht alles?

### 3. „Wir leben (nicht) wie die Schweine [des Cartoons]!“

Betrachtet man nun in einem weiteren Schritt die Fragestellung zum Cartoon, so scheint eine direkte Verbindung nicht naheliegend, folgt doch das studentische Zitat nicht zwangsläufig aus der graphischen Darstellung. Vielmehr ist eine Übertragungsleistung erforderlich, um die beiden Kommunikate miteinander verbinden zu können. Hierzu eignet sich die assoziative Methode *Mindmapping*[7] besonders gut. Diese Methode möchte ich im nächsten Kapitel meiner Arbeit kurz vorstellen. Anschließend beziehe ich Zeichnung und Fragestellung aufeinander.

#### 3.1. Das Mindmap als Mittel zur Themenfindung

Ein Mindmap ermöglicht es, sich einem Thema entweder assoziativ in einer Gruppe zu nähern oder aber individuelle Assoziationen zu visualisieren. Im letzten Falle werden die Einfälle der Anwendenden zwar mit dem Terminus Assoziation bezeichnet, eine genaue introspektive Prozessanalyse lässt jedoch den Schluss zu, dass das Gehirn dank des Mindmappings vielmehr die Möglichkeit erhält, zeitweise inaktive Ideenverknüpfungen zu Tage zu fördern. Sonst als Wissensinseln im Gehirn gespeichert, können sie über das Mindmapping *missing links* zwischen sich setzen. Als Folge dieses Prozesses werden Fragenkomplexnetze sichtbar, über die die Anwender bereits verfügten, sich dessen aber nicht bewusst waren.[8]

Das so entstandene Ideennetz erlaubt es nun, ein Thema und seine Bereiche auf einen Blick zu überschauen. Das Thema kann so durch die Konzentration auf einen oder mehrere Zweige im Mindmap weiter präzisiert (erweitert) oder eingegrenzt werden. Zur Veranschaulichung möge das folgende Beispiel dienen:



Abb. 2: Auszug aus einem themenbezogenen Mindmap; Themenzweige in Klammern wurden nicht besprochen.

Nach der Darstellung sowie Analyse meines Korpus und der Vorstellung der Methode Mindmapping komme ich nun im folgenden Unterkapitel zu meinem nächsten Schritt, der Zusammenführung von Cartoon und Fragestellung.

### 3.2. Transfer der Bildaussage

Wie das Mindmap veranschaulicht, ist zunächst einmal die Frage zu stellen, wie die Figuren der Schweine hier zu verstehen sind. Sie lassen sowohl eine positive als auch eine negative Sichtweise zu.

Werden die Elternschweine positiv besetzt, so ist ihr Sohn antagonistisch, also negativ zu sehen. Dann muss die grundlegende Interpretation lauten: Vorbildliche Eltern suchen sich fachmännische Hilfe, um die negativen Folgen der Lebensentscheidungen ihres Nachwuchses gering zu halten. Oder weiter gedacht: Es ist besser, bei seiner Art zu bleiben, also nicht gegen die Verhaltensregeln der Wir-Gruppe zu verstoßen. Einmal Schwein, immer Schwein. Werden die Elterntiere dagegen negativ gesetzt, ihr Sohn aber positiv, so wirkt sich dies auf die Laufrichtung der Interpretation aus: Es ist erstrebenswert, seine Gruppe zu verlassen, um gesellschaftlich aufzusteigen. Eltern dürfen einen nicht an der Entwicklung hindern bzw. die Verhaltensregeln der Wir-Gruppe sind nicht unumstößlich, sondern verhandelbar. Der aufstrebende Eber belegt zudem, dass es möglich ist, die eigene Gruppe zu verlassen und sich eine neue zu suchen (er telefoniert mit jemandem und sieht dabei erfreut aus).

Der Cartoon lässt demzufolge mindestens zwei Lesarten zu. Die Wahl der Lesart ist ausschlaggebend für die Antwort auf die grundlegende Fragestellung: Wir leben (nicht) wie die Schweine (positiv/negativ gesehen). Mehrere Fragenkomplexe liegen jedoch nur dann vor, wenn eine analytische Herangehensweise gewählt wird. Eine synthetische Betrachtung reduziert die möglichen Fragen auf zwei: Die Schweine sind als Gruppe zu sehen, relevant ist das Verhältnis zwischen ihnen, nicht ihr Konflikt. Es geht nicht um das Entweder-oder, sondern um das Sowohl-als-auch. Zu klären wäre nun, ob wir wie die Schweine leben oder nicht.

Die Schweine im Cartoon verhalten sich nach eigener Aussage artgerecht, das heißt schweintypisch. Sie leben auf einem Bauernhof, in der Gruppe (soziale Bindungen), unterhalten soziale Kontakte (auch artenübergreifende; vgl. dazu den Raben[9]), kommunizieren, ziehen als Eltern Nachwuchs groß und haben aus dem Zusammenleben resultierende Probleme zu bewältigen. Schweine werden flügge, sie verlassen ihr Zuhause und haben Vorbilder außerhalb der eigenen Gruppe. Dies sind Elemente jeden in Gruppen stattfindenden Lebens.

Dass Schweine aber Berufe ergreifen, Anzüge tragen und Handys benutzen, legt die Vermutung nahe, dass die Cartoon-Schweine nicht als Schweine zu verstehen sind, sondern vielmehr als Vergleichsfolie für den Menschen herangezogen wurden. Der in der Aufgabenstellung enthaltene Vergleich ist nun unter dieser Voraussetzung nicht mehr abwegig, da die Schweinefiguren Menschen repräsentieren (vgl. dazu z. B. auch Parabeln). Differenzen auf der Ebene Mensch-Tier, wie sie noch in Kap. 2 der vorliegenden Arbeit herausgearbeitet wurden, sind daher als an der Oberfläche behaftet zu betrachten und dem Kunstgriff Verfremdung zuzuordnen.

Insofern muss die Frage also nicht lauten, ob wir wie die Schweine des Cartoons leben oder nicht, sondern vielmehr, ob wir so leben wie auf dem Cartoon dargestellt oder nicht. Diese Frage ist mit einem Ja und einem Nein zu beantworten. Die Antwort beinhaltet relativierende Aspekte:

Die Antwort lautet ja, weil wir wie die Elternschweine der Grafik in der Regel daran kranken, wenn Mitglieder unserer Gruppe sich anders verhalten als die Gruppennorm dies vorsieht. Wir neigen ebenso wie sie dazu, das Problem dann in diese „Abweichler“ zu verlegen, statt Andersartigkeit zu akzeptieren und als Chance für die eigene Entwicklung zu begreifen. Regelverstöße werden häufig als Angriff auf die Gruppe, ja sogar als Angriff auf deren Selbstverständnis[10] bzw. Existenz verstanden und abgewehrt. Dies ist besonders durch soziologische Studien aus dem Bereich der Gruppen- und Konfliktforschung sowie der Ethnomethodologie vielfach belegt worden.

Nein lautet die Antwort aber auch, denn angesichts des erwartbaren Gruppenverhaltens ist das Agieren der Schweine hier recht human und gruppendynamisch wertvoll – sie möchten verstehen und suchen eine Lösung durch Mediation. Sie bestrafen nicht, sondern lassen gewähren. Sie suchen Integration statt Separation oder Anpassung. Insofern hat das Schweinepaar des Cartoons sogar Vorbildcharakter.

### 4. Zusammenfassung

Mit der vorliegenden Arbeit wurde der Versuch unternommen, einen Zusammenhang zwischen den anthropomorphen Protagonisten eines Cartoons (eine Schweinefamilie) und menschlichen Verhaltensweisen herzustellen. Dies wurde über eine Bildanalyse und -interpretation zur Feststellung der Bildaussage und die Methode des Mindmappings zur Verknüpfung zweier auf den ersten Blick disparater Kommunikate erreicht. Während die Wahl der Methode der Bildrezeption naheliegend ist, bedarf das unkonventionelle Mindmapping einer Erläuterung: Diese Methode wurde gewählt, weil sie die unterbewussten assoziativen Fertigkeiten unterstützt und ganzheitlich Zusammenhänge visualisiert, die man über das analytisch geprägte bzw. wissenschaftlich geschulte Denken nur bedingt abbilden kann. Die Zusammenführung des Cartoons mit der Aufgabenstellung gelingt, wenn man die Zeichnung konkretisiert und auf eine authentische Lebensproblematik (z. B. Eltern-Kind-Konflikt,

Abnabelungsvorgänge, Kapitalismuskritik, Arbeitssucht, Genderfragen oder auch Gruppendynamische Prozesse) überträgt. Es konnte nachgewiesen werden, dass ein Zusammenhang zwischen Cartoon und Aufgabenstellung sehr wohl besteht, wenn der Cartoon nicht wörtlich genommen, sondern sinnbildlich verstanden wird, das heißt, wenn die abgebildeten Schweine Menschen und ihre Verhaltensweisen repräsentieren. Die Übertragbarkeit des familiären Konflikts stellt zudem ein Bindeglied zur Aufgabenstellung dar, die mit ihrem inklusiven „wir“ diesen Transfer grammatisch manifestiert.

Eine weitere Schwierigkeit bestand darin, dass sowohl die Bildaussage als auch die Aufgabenstellung mehrere Lesarten sowie Bezugspunkte zulassen. Unter anderem betrifft dies Fragen nach der Besetzung der Figuren (positiv oder negativ) bzw. nach einer normativen Lebensgestaltung (ist es erstrebenswert, (nicht) wie die Schweine auf der Zeichnung zu leben? Und auf welches Schwein wäre sich zu beziehen – das Finanzguru-Abweichler Schwein oder die traditionelle Werte verkörpernden Elternschweine?).<sup>[11]</sup> Ein analytischer Ansatz war demnach wenig sinnvoll, sodass stattdessen mit der Synthese ein ganzheitlicher Zugriff versucht wurde. Infolge dieser Einsicht konnte eine Antwort auf die Ausgangsfrage gefunden werden. Die Schlussfolgerung ist eindeutig: Wir leben wie die Schweine und gleichzeitig leben wir nicht wie die Schweine des Cartoons.

### 5. Anstelle eines Schlusswortes

So, liebe Studierende des zweiten Jahrs: Meinen Teil der Abmachung habe ich erfüllt. Ich habe einen Text zu einem beliebigen mir gestellten Thema verfasst und mich dabei nicht nur an die von Ihnen gesetzten (durchdacht fies, wie ich anmerken darf) Vorgaben gehalten, sondern auch, wie Sie mein Werk analysierend sicher bemerkt haben werden, einige der eingeübten Arbeitsschritte zur Themenfindung und -eingrenzung sowie Textstrukturmerkmale inhaltlicher („Wendungen für die Textstrukturierung“) bzw. sprachlicher Art berücksichtigt („Kohäsion und Kohärenz“).<sup>[12]</sup> Ich hoffe, Sie haben Ihre Hausaufgaben ebenfalls gemacht und bemerkt, dass ich mich des Ihnen im Unterricht nahegebrachten wissenschaftlichen Stils befließigt habe (Nominalstil, Vermeidung des Erzählstils, N-V-V, Passiv und Passiversatzformen, Linksattribute, „Ich“-Tabu etc.). Jetzt sind Sie dran! Die ausgehandelten Fotos von Ihren liebevoll gestalteten Arbeitsplätzen mit erkennbarem Unterlagen-Ordnungssystem können ab sofort als Beweis vorgelegt werden. Ich möchte Hingabe an Ihr Studium sehen! Es lebe die Wissenschaft!

### Anmerkungen:

[1] Vgl. dazu die E-Mail von P. K. vom 06.03.2014.

[2] Der Cartoon stammt von Wolf-Rüdiger Marunde.

[3] Die Spannbreite an binären Oppositionen ist groß, sie umfasst neben den Polen *Eltern – Kind* oder *gruppenkonform – nicht gruppenkonform* beispielsweise auch solche wie *jung – alt*, *faul – arbeitsfixiert*, *traurig – hocheifrig* (der Sohn strahlt), *genügsam – gierig* oder *passiv – aktiv*.

[4] Der Cartoon ist mit Anspielungen auf Oliver Stones Film *Wall Street* gesättigt, das betrifft sowohl die Figurenanlage als auch Fabel und Sujet. Vgl. dazu die weiteren Ausführungen des Textes.

[5] Für nähere Ausführungen zum Konzept des aus der ethnomethodologischen Konversationsanalyse stammenden *doing* in der Soziologie und der Interaktionslinguistik vgl. z. B. Sacks, Harvey: „On doing ‚being ordinary‘.“ In: *Structures of Social Action. Studies in Conversation Analysis*. Hrsg. von J. Maxwell Atkinson. Cambridge: Cambridge University Press 1985, S. 413-429. Der Konzeption zufolge sind Teilnehmerkategorien (also Zugehörigkeitsmerkmale) nicht gegeben, sondern müssen durch Handlungen in der Interaktion erst hergestellt werden (daher auch *doing*). Auf den vorliegenden Fall übertragen würde dies bedeuten: Man wird nicht als „Schwein“ geboren, sondern macht sich dazu, indem man tut, was ein „Schwein“ eben so tut.

[6] Gewisse Parallelen zum biblischen *Gleichnis vom verlorenen Sohn* sind bereits in der Grundstruktur des Cartoons angelegt.

[7] Fremdsprachliche Begriffe werden bei Erstnennung kursiv gesetzt.

[8] Zu klären wäre, wie sich dieser Prozess gestaltet. Dies kann jedoch im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht geleistet werden.

[9] Es wäre von besonderem Interesse, die Tiersymbolik des Cartoons näher zu betrachten. Da dies im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht geleistet werden kann, sei hier zumindest auf den Bedarf an vertiefter Forschung hingewiesen.

[10] Vgl. dazu Erving Goffmans Konzept des *face* und seiner Bedrohung u. a. in: Goffman, Erving: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1967; ders. *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1994; vgl. dazu auch Sacks, FN 5.

[11] Unberücksichtigt musste jedoch die Frage bleiben, warum gerade die Schweine, nicht aber der Rabe thematisiert werden sollten. Wie im Falle der Tiersymbolik (vgl. dazu FN 9) wäre auch hier Grundlagenforschung wünschenswert, da dem schwarzen Vogel im Cartoon als Mediator eine zentrale Funktion zukommt.

[12] Wenn Sie diesen Satz verstanden haben, können Sie Wissenschaftsdeutsch. Chapeau!

---

**Möchtest du die wissenschaftliche Herausforderung annehmen und dich mit Yvonne Belczyk-Kohl auseinandersetzen? Schicke uns deinen Beitrag!**

---



## Dahinvegetieren, Sexualität und Abweichungen

Paulina Kobus

Das Drama *Die sexuellen Neurosen unserer Eltern* von Lukas Bärfuss erfuhr seine Inszenierung auf der Bühne des Wilam Horzyca-Theaters in Toruń. Das Stück in der Regie von Krzysztof Rekowski ist ein Beispiel dafür, dass die kontroversere Verarbeitung eines schwierigen Themas verschiedene Reaktionen beim Publikum hervorrufen kann. Bei der Aufführung am 25.01.2014 waren manche Zuschauer ernst, manche sehr erstaunt und andere sehr belustigt. An den Reaktionen konnte man auch bemerken, dass Sex und Behinderung immer noch Tabuthemen sind.

*Witaj, Dora* (so der polnische Titel) zeigt die Geschichte eines Mädchens. Dora (Julia Sobiesiak) ist psychisch krank und nimmt seit Jahren Medikamente ein. Ihre Eltern (Agnieszka Wawrzekiewicz und Marek Milarczyk) stopfen sie mit Psychopharmaka voll. Diese pharmakologische „Behandlung“ wirkt sich auf Doras Gesundheit sehr negativ aus. Sie ist am Rande des Dahinvegetierens und tut genau, was die anderen fordern und von ihr erwarten. Sie kommuniziert kaum mit Worten, summt aber ständig ein unverständliches Lied. Sie arbeitet in einem Geschäft und hat ein sehr seltsames Verhältnis zu ihrem Arbeitgeber. Ein wunderlicher Junggeselle (Paweł Tchórzlewski) beobachtet Doras Leben. Dora ist wie das Gemüse, das sie verkauft. Sie lebt ohne Emotionen bis zu einem Wendepunkt. Ihre Mutter entscheidet, dass Dora keine Tabletten mehr nehmen sollte. In diesem Moment verschwindet die Barriere, die Dora von der Umgebung trennte. Unerwartet entdeckt sie die eigene Weiblichkeit und stößt gegen die neue Realität. Sie beginnt etwas mehr zu sehen und zu spüren. Endlich kann sie ihre Gefühle ausdrücken und sagen, was sie mag. Einerseits ist Dora naiv, andererseits sehr vulgär. Auch beginnt sie eine neue Sprache zu nutzen, die schamlos ist. Sie schließt Bekanntschaft mit einem Mann (Tomasz Mycan), der ihr in einem Hotelzimmer zeigt, dass ihr Körper nur ein Instrument ist, Genuss erreichen zu können. Dieser Mann steht in Opposition zu Doras Arbeitgeber. Der erste Mann begehrt, lebt in den Tag hinein, verhält sich wie ein Tier. Der andere ist beunruhigt wegen des körperlichen Erwachens des Mädchens. Ihm dient Doras Körper als Quelle des kleinen Vergnügens, das er jeden Tag erwartet – ein Kuss auf die Wange. Eine sehr wichtige Rolle spielt der Arzt (Paweł Kowalski). Er ist Doras Vertrauter und versucht sie davon zu überzeugen, dass sie Anspruch auf körperliches Vergnügen haben darf, versucht aber gleichzeitig ihr soziale Normen zu erklären und sie auf die Verhaltensmuster hinzuweisen, die die Gesellschaft als geeignet betrachtet. Sein Monolog klingt scheinbar pathetisch, umfasst aber eigentlich nur eine Liste von unerfüllten, erotischen Fantasien. Doras Eltern, die als sehr ausgeglichene Menschen gelten, sind frömmelnd. Schicke, helle und saubere Kleidung und ein eleganter Haarschnitt verdecken nur ihre Verstellung. Denn eigentlich sind die Eltern Heuchler, führen auf einem Campingplatz ein zweites Leben und sind genauso sexbesessen wie Dora.

Das Bühnenbild wurde von Maciej Chojnacki gestaltet. Seine Bühne ist wie ein Spiegel der illusorischen Realität, die sauber, steril und tadellos ist. Weiße Wände, zwei Stühle, ein Krankenhausbett in der Mitte und viele weiße Kästen, die wie eine Schlachthofausstattung aussehen – das ist die ganze Dekoration. Eine sehr wichtige Rolle spielt die Zimmerdecke im Raum, die mit der Zeit ständig weiter absinkt. In dem Maß, in dem die Zimmerdecke das Mädchen niederdrückt, wachsen seine Probleme, allerdings werden sie nicht bemerkt. Dora ist auch anders als die anderen gekleidet. Am Anfang tragen sowohl sie als auch die anderen abgetönte Kleider. Dann kommt eine sichtbare Wandlung – Dora zieht ein rotes Kleid an. Zum Theaterstück gehört auch die stimmungsvolle Musik von Marcin Mirowski, die Doras Lied nicht nur begleitet, sondern auch eine Klangantwort auf ihr unverständliches Summen bildet.

In der Aufführung scheinen die Regeln von Anfang an ganz klar und eindeutig zu sein, aber mit der Zeit erfährt der Zuschauer, dass seine Vermutungen und moralischen Urteile haltlos sind. *Witaj, Dora* ist ein Bild der Einsamkeit. Das Schauspiel berührt und lässt den Zuschauer mit vielen offenen Fragen zurück. Man ist gezwungen, nachzudenken, und muss sich überlegen, was Normen sind, was erlaubt ist, wo die Grenze zwischen Normalität und Deviation verläuft. Die Worte „Witaj, Dora“ (Willkommen, Dora) sind eine Art Begrüßung der Hauptfigur in einer neuen Welt ohne pharmakologische Stumpfheit. Dora ist ein Spiegelbild für die Umgebungsrealität. Das Theaterstück schildert unsere gesellschaftliche moralische Selbstzufriedenheit und den Hang zur Schwarz-Weiß-Einteilung. Es zeigt sehr deutlich und erbarmungslos, dass wir die Rechte von Behinderten automatisch begrenzen und sie in verschiedene Schubladen stecken möchten. Die Aufführung zwingt den Zuschauer zur Reflexion und stellt ihm die Frage: Ist Doras Welt nur eine Illusion oder lebt sie wirklich, und die Gesellschaft nur nach den Schemen der Heuchelei?



## Der Selbstmordraum

Paweł Sobolewski

*Sala samobójców* (*Der Selbstmordraum*) ist das Debüt von Jan Komasa, einem polnischen Regisseur und Drehbuchautor. Der Film wurde 2011 erstaufgeführt. Von Anfang an ist klar, dass er ein zeitgemäßes Thema anspricht. Es geht hier nämlich um Jugendliche, die aus reichen Familien kommen und denen nichts fehlt. Sie sind trotzdem aus irgendwelchen Gründen unglücklich, weshalb sie sich gegen die Welt auflehnen und – was heutzutage bei jungen Menschen immer häufiger vorkommt – sich verstümmeln oder einen Suizid planen.

Dominik (Jakub Gierszał) ist Abiturient an einem privaten Lyzeum. Auf den ersten Blick hat der Junge alles, was er sich wünschen könnte – reiche, gut ausgebildete Eltern (Agata Kulesza, Krzysztof Pieczyński), die beruflich sehr erfolgreich sind und deswegen wenig Zeit für ihren Sohn haben, teure Markenkleidung und modische Gadgets. Eine unangenehme Situation und ein auf einem Gemeinschaftsportal geschriebener Eintrag verursachen, dass der Junge zum Mobbing-Opfer seiner „Schulkameraden“ wird. Da Dominik auf Schritt und Tritt sowohl in der Schule als auch im Internet schikaniert wird, wird er immer verschlossener und fühlt sich ausgegrenzt. Er hört auf, die Schule zu besuchen und sitzt tagtäglich im Netz. Dort lernt er die geheimnisvolle Sylwia (Roma Gąsiorowska) kennen. Sylwia ist von der Selbstverstümmelung und vom Selbstmord gebannt, was Dominik auch sehr gut zu gefallen scheint. Darin sieht er die Lösung seiner Probleme. Die hinterlistige Internetuserin zieht ihn in den „Selbstmordraum“ hinein – einen virtuellen Ort, aus dem es keine Flucht mehr gibt...

Was mir besonders am Film gefallen hat, ist das tolle und emotionsgeladene Spiel der Akteure. Agata Kulesza und Krzysztof Pieczyński in den Rollen von Dominiks Eltern sind sehr glaubhaft und überzeugend und spielen dabei auf höchstem Niveau. Jedoch bin ich mir sicher, dass *Sala samobójców* Jakub Gierszał „gehört“, der seine Rolle zweifellos am besten spielt. Der ungemein begabte junge Schauspieler ist im Film von Komasa eine hervorragende Persönlichkeit. Gierszał stellt vortrefflich Verlorenheit, Beunruhigung und Sucht dar – einfach jeden psychischen Zustand seines Helden.

Großen Beifall verdient auch die Wahl der Lieder, die die unvergessliche Stimmung vieler Szenen aufbauen. Die Musik wurde gut ausgewählt und sie vervollständigt, was auf dem Bildschirm geschieht. Was ich persönlich ausgezeichnet finde, ist die Tatsache, dass der Regisseur die Lieder weltbekannter Bands wie *Nothing to lose* von Billy Talent, *Turn me on* von Wet Fingers oder *C'est la mort* von Stereo Total an den Film angepasst hat.

Eine andere Frage ist die Animation, die zur Schilderung der virtuellen Welt eingesetzt wurde. Mir selbst hat es weniger gefallen, dass hier übertriebene virtuelle Effekte genutzt wurden. Man kann den Vergleich von *Sala samobójców* mit *Avatar* wagen. Die digitale Welt und das Verfahren, dass sich der Hauptheld ständig in ihr befindet, können den Film langweilig werden lassen. Außerdem ist meiner Meinung nach der Zeitablauf nicht ausreichend genau definiert. Es geht um die Wandlung von Dominik, der zu schnell von einem aufrührerischen und rücksichtslosen Jüngling in einen sensiblen, verlorenen und einsamen Mann umgestaltet wird.

*Sala samobójców* kommt nicht wie ein polnischer Film daher, denn ein solches Thema wurde im polnischen Kino noch nicht aufgegriffen. Das kann man natürlich als Vorteil betrachten. Meiner Ansicht nach ist der Film eine universelle Erzählung, die auch außerhalb Polens gezeigt werden könnte. Denn Probleme wie die im Film beschriebenen gibt es heutzutage immer öfter, allerdings spricht man kaum über sie. Jan Komasa's Film lässt sich ebenfalls mit David Finchers *Social Network* vergleichen. In beiden Fällen setzen sich die Filme vor allem mit der Wirkung des Internets auf junge Menschen auseinander. Mir scheint aber, dass *Sala samobójców* dieses Phänomen deutlicher darstellt. Möglicherweise hat der Film deshalb größeren Eindruck auf mich gemacht. *Sala samobójców* empfehle ich vor allem Eltern, damit sie die Probleme ihrer Kinder besser verstehen.



## Olympische Bedenken

Sandra Wawrzyniak

### **Hot. Cool. Yours. – Die Olympischen Spiele in Sotschi**

Am 4. Juli 2007, während der 119. Sitzung des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), wählte man Sotschi – eine subtropische Stadt am Schwarzen Meer – zum Austragungsort der 22. Olympischen Winterspiele 2014. Sotschi besiegte im ersten Wahlgang Salzburg und im zweiten das südkoreanische Pyeongchang. Für Russland sind es die ersten Winterspiele und die zweiten überhaupt nach den Sommerspielen 1980 in Moskau.

### **Putins Traum**

Die Olympischen Spiele in Sotschi waren Wladimir Putins Ein und Alles. Und sie kosteten unglaublich viel Geld. Das war natürlich kein Problem für ein Land wie Russland, bzw. für einen Mann wie Präsident Wladimir Putin. Die Idee war einfach: Die Olympischen Spiele in Sotschi sollten dem internationalen Image Russlands neuen Glanz verleihen und zeigen, dass der Nordkaukasus nicht nur ein Zentrum islamischer Rebellionen ist. Im Geist der olympischen Bewegung begnadigte Putin sogar seinen erbitterten Gegner Michail Chodorkowski und die Mitglieder der Pussy Riot-Gruppe. Alles, um die unbequemen Journalisten zu beruhigen.

Es war schon klar, dass Russland das Privileg der Organisation der Olympischen Winterspiele 2014 bekommen würde, als Wladimir Putin zur Sitzung des IOC kam, um die endgültige Entscheidung zu hören. Kannte er die Entscheidung, oder war er so fest davon überzeugt, dass die Kandidatur Russlands die beste war? Man muss betonen, dass Sotschi vor allem gegen Salzburg gewann, das als Zentrum der Wintersportarten gilt. In der subtropischen Stadt Sotschi, wo die durchschnittliche Temperatur zweimal höher als in Vancouver (Austragungsort der 21. Olympischen Winterspiele) ist, musste man dagegen bei Null anfangen, weil sich dort keine Sportobjekte befanden. War die Entscheidung also ein Zufall oder wurde das IOC zur Marionette Putins?

### **Das schönste Sportfest auf Erden im Schatten der Kontroverse**

Die Olympischen Spiele in Sotschi lösten schon von Anfang an Kontroversen aus. Erstens kosteten sie mehr als 50 Milliarden Dollar. Das ist eine Rekordsumme, wenn man bedenkt, dass z. B. das Budget der Winterspiele in Vancouver (2010) 6 Milliarden Dollar betrug und der in Turin (2006) 3,5 Milliarden Euro. Die unvorstellbare Summe von 50 Milliarden Dollar sollte nicht mehr wundern, wenn man sich darüber klar wird, dass ein großer Teil davon in den Taschen korrupter Geschäftsleute verschwand. Zweitens war die Sumpfreion in der Nähe von Sotschi für ein solches Ereignis wie die Winterspiele nicht geeignet. Man musste sie von Grund auf modernisieren und reorganisieren, um Wettbewerbe auf höchstem Niveau zu ermöglichen. Doch auch wenn es Russland gelang, den Zuschlag für Sotschi zu erhalten, so tragen die Menschen die Folgen, die gezwungen wurden, ihre Häuser zu verlassen, weil die Organisatoren Gebiete zum Bau der Sportobjekte brauchten. Jetzt leben diese Menschen in Armut. Die Regierung sicherte ihnen zwar die Ersatzwohnungen zu, aber diese sind unbewohnbar. Verstöße gegen Menschenrechte waren nur eines von vielen Problemen, die mit den Olympischen Spielen in Sotschi verbunden sind. Der amerikanische Freestyle-Skiläufer Gus Kenworthy ist in aller Munde, weil er außer der Silbermedaille auch eine Gruppe von Hündchen nach Hause brachte. Schon zu Beginn der Olympischen Spiele wurde gesagt, dass man jeden herrenlosen Hund in Sotschi einschläfert, der auf der Straße umherläuft. Diese Entscheidung stieß auf heftige Proteste von Tierschützern. Das sind nur zwei Beispiele für die unmenschlichen Handlungen der Organisatoren. Die Olympischen Winterspiele 2014 sollten wohl besser als Putinsspiele bezeichnet werden. Er will, er macht und er nimmt keine Rücksicht auf die Konsequenzen.

### **Kann man an den Olympischen Spielen verdienen?**

Natürlich nicht. Die Bilanz ist immer negativ. Man braucht sehr viel Geld um die Olympiade zu organisieren. Da sind vor allem die Kosten für die Infrastruktur, aber auch für Werbung. Nicht jedes Land ist bereit, diese Kosten zu tragen. Die Olympiade in Montreal (1976) generierte 15 Milliarden Dollar Schulden, die die Stadt die nächsten 35 Jahre abzahlen musste. Vom ökonomischen Blickpunkt aus ist dieses Sportfest unrentabel. Zum Glück gibt es in der Geschichte Beispiele, die belegen, dass man daran auch etwas verdienen kann. Bis heute gilt die Olympiade in Barcelona (1992) als die erfolgreichste aus ökonomischer Perspektive. Aus einer kaum bekannten Stadt entwickelte sich Barcelona in eine touristisch attraktive Region und ein Geschäftszentrum. Das sind langfristige Profite, die aus

dem positiven Bild resultieren, das die Stadt nach den Olympischen Sommerspielen gewann.

Alles in allem: Wenn man die Olympischen Spiele organisiert, gibt es viele Vor- und Nachteile. Es geht darum, dass ein solches Fest so geplant werden sollte, dass man im Endeffekt mehr Vorteile als Nachteile von der Ausrichtung der Spiele hat.

### **Citius, altius, fortius – schneller, höher, stärker**

„Der Olympismus ist eine Lebensphilosophie, die in ausgewogener Ganzheit die Eigenschaften von Körper, Wille und Geist miteinander vereint und überhöht. Durch die Verbindung des Sports mit Kultur und Bildung zielt der Olympismus darauf ab, eine Lebensart zu schaffen, die auf der Freude an Leistung, auf dem erzieherischen Wert des guten Beispiels sowie auf der Achtung universell gültiger fundamentaler ethischer Prinzipien aufbaut.“

Diese schönen Worte stammen aus der Olympischen Charta, die die Grundregeln der Spiele bestimmt. Diese Worte sind die Quintessenz der Olympiade. Ich glaube, dass sie besonders heutzutage eine große Bedeutung haben. Warum? Das versuche ich nun zu erklären.

Sport ist seit einigen Zeiten ein Teil des menschlichen Lebens. Die Olympischen Spiele sind das älteste und wohl bedeutendste Sportfest der Welt. Die ersten wurden im Jahre 776 v. Ch. ausgetragen. Das Wort „olympisch“ leitet sich von der Stadt Olympia in Griechenland her. Die ersten Spiele dauerten nur einen Tag, weil es damals nicht so viele olympische Disziplinen wie heute gab und sie von nur einem Schiedsrichter geleitet wurden. Der Sieger bekam den wichtigsten Preis: den Lorbeerkranz. Zu den ältesten olympischen Disziplinen gehören: Läufe, moderner Fünfkampf, Boxen und Pferderennen. Auch konnten damals nur Männer an den Olympischen Spielen teilnehmen.

Nach dem Verfall der Stadt Olympia hörte man auf, den Wettbewerb zu organisieren. Erst im 19. Jahrhundert versuchte ein französischer Pädagoge, sie wiederzubeleben. Pierre de Coubertin wird als Vater der Olympischen Spiele in der Neuzeit bezeichnet. Er verstand Sport nicht nur als Weg zur Härtung des Körpers, sondern vor allem als universelle Methode der Erziehung im Geist des Friedens. In Zeiten, als sich die Konflikte zwischen den Großmächten Europas zunehmend verstärkten, wollte Coubertin die olympische Idee (d. h. die Einheit der Nationen) wieder mit Leben füllen. Die ersten Olympischen Spiele in der Neuzeit wurden dank Pierre de Coubertin im Jahre 1896 in Athen organisiert.

### **Symbolik der Olympischen Spiele**

De Coubertin entwarf auch die olympische Fahne. Sie besteht aus fünf ineinander verschlungenen Ringen in den Farben Blau, Schwarz, Rot, Gelb und Grün. Der Hintergrund ist weiß. Die Farben symbolisieren die fünf Kontinente Europa, Afrika, Amerika, Asien und Australien. Als Zeichen der Beständigkeit und Kontinuität der olympischen Idee gilt die olympische Flamme.

So wie der Oskar für den Film oder der Pulitzer-Preis für Journalisten, so ist die olympische Medaille die wichtigste Auszeichnung für einen Sportler. Sie ist der Lohn für die harte, tägliche Arbeit, für Entságungen und Mühen. Aber nicht nur die Medaillen machen die Olympischen Spiele außergewöhnlich. Pierre de Coubertin war davon überzeugt, dass die bloße Teilnahme zählt. Natürlich bewundert man nur die Sieger, jedoch muss man auch an die Verlierer denken, die auch Teil dieser grandiosen sportlichen Show mitgestalten. Heute wirft man den Olympischen Spielen Politisierung vor. Aber Politik ist überall, vor allem dort, wo man viel Geld investiert. Die Olympischen Spiele sind somit nicht frei von Manipulationen. Kein Sportfan wird die Diskussionen vergessen, die im Rahmen der Olympischen Spiele in Peking (2008) aufkamen. Das ist schon ein gewisses Paradox: Wie kann man ein Fest des Sportes, der Freundschaft und Toleranz in einem Land organisieren, in dem Zensur und Verfolgung herrschen? Warum wird die olympische Idee an die ausverkauft, die mehr Geld anbieten?

Hier stellt sich die Frage, warum die Olympischen Spiele trotzdem von Millionen geliebt werden? Die Antwort ist einfach: Weil die Idee der Spiele universell und allgemein verständlich ist. Rivalität im Geist der gegenseitigen Achtung, Ablehnung von Rassismus, Frieden statt Krieg. Das alles braucht die heutige Welt. Die Postulate von Pierre de Coubertin sind nach wie vor lebendig. Ich bin mir im Klaren, dass es im Kontext aller Kontroversen um die Olympischen Spiele schwer ist, ihnen Bewunderung zu zollen. Ich möchte aber meinen persönlichen Appell aussprechen: Wir dürfen die Organisation der Olympischen Spiele nicht mit ihrer Idee verwechseln. Die Ausrichtung kann Diskussionen erregen, aber die Idee ist einfach und unveränderlich: *citius, altius, fortius* – schneller, höher, stärker, mit Achtung für den Gegner. Bei den Olympischen Spielen geht es um das ständige Überschreiten der menschlichen Grenzen. Die Sportler schaffen durch hartes Training die beste Version von sich selbst, und die Möglichkeit an den Spielen teilzunehmen, ist die Krönung ihrer Arbeit.

Seit Jahren verfolgen die Menschen den Verlauf der Olympiade, die nicht nur Blut, Schweiß und Tränen, sondern auch große Träume symbolisieren. Diese Menschen glauben an die olympische Idee. In der Olympischen Charta steht auch Folgendes: „Jede Form der Diskriminierung eines Landes oder einer Person aufgrund von Rasse, Religion, Politik, Geschlecht oder aus sonstigen Gründen ist mit der Zugehörigkeit zur Olympischen Bewegung unvereinbar.“ Ich denke, dass man diesen Satz nicht kommentieren muss. Er steht für den Kern des Olympismus.



## Wie man Deutsch ohne Deutschkenntnisse studiert

Antonina Schäfer

Mit dem neuen Semester hat sich die UKW, demzufolge auch das Institut für Germanistik, um neue Studenten bereichert, die jung, stark, talentiert und lernwillig sind. Sie haben eine neue Phase im Leben begonnen. Unter ihnen war auch ich. Schon nach vier Monaten habe ich viele schöne Erinnerungen.

Wie ein Sprichwort besagt, ist „Aller Anfang schwer“. Für die Debütanten der Germanistik war alles, was mit der Universität verbunden ist, neu und aufregend. Wir mussten die Dozenten, die Fächer, alle Regeln und neue Freunde kennenlernen. Zum Glück haben wir schnell Kontakt zueinander gefunden und dank der Hilfe unserer Dozenten, die geduldig und nachsichtig waren, waren alle Anforderungen, die an uns gestellt worden sind, nicht mehr so fürchterlich. Dr. Elżbieta Nowikiewicz hat uns in sehr wirksame Gedächtnisübungen (nur für Studenten mit starken Nerven) eingeweiht. Dr. Rafał Pokrywka hat uns immer mit den Themen der Aufsätze überrascht und dank der Gespräche, die er mit uns geführt hat, haben wir die Sprache geübt und etwas Neues von unseren Freunden erfahren. Karol Gliszczyński M.A. hat in uns das Interesse für die deutsche Musik geweckt und während seiner Unterrichtsstunden haben wir viele neue Wörter kennengelernt. Alle Dozenten haben sich um eine gute Stimmung während ihrer Seminare bemüht.

Es war auch sehr wichtig, dass wir die neue Uni-Terminologie schnell erlernt haben: die Klausur, der Dozent, das Studienbuch, die Vorlesung... Sehr schnell haben wir einmütig festgestellt, dass das Wort, das die meiste Unruhe erweckt, die „Prüfungszeit“ ist. Zum Kreis unserer Lieblingswörter gehört auch das Wort „Erstsemesterparty“. Alle Studenten haben ungeduldig auf sie gewartet. Originelle und lustige Kleidung war erwünscht und schon lange vor der Party waren fieberhafte Überlegungen und Projekte im Gange. Das zweite Jahr war für die ganze Veranstaltung verantwortlich und, wie es sich später herausstellte, war alles sehr gut vorbereitet worden. Bei kurzen, humorvollen Szenen konnten die Studenten checken, wie viel sie von den Dozenten wissen. Sie konnten auch ihre Sing- und Tanzfähigkeiten zeigen. Alle Teilnehmer hatten viel Spaß und das wichtigste Ziel, nämlich die Integration der Studierenden, wurde erreicht.

Die Ersti-Party war nicht die einzige Attraktion des Semesters. Im November bot sich eine günstige Gelegenheit für alle Liebhaber(innen) von Danzig (sowie der Herren Pokrywka und Gliszczyński), nämlich der Ausflug des Germanistenkreises. Alle, die teilgenommen haben, waren sehr zufrieden. Alle Anderen konnten sich nur die Fotos anschauen und ihre Entscheidung bedauern. Die neuen Studenten hatten auch die Möglichkeit, bei der Versammlung des KNSG (Wissenschaftlicher Studentenkreis der Germanisten) mitzumachen und von seinen Erfolgen und nächsten Plänen zu erfahren. Wir konnten uns davon überzeugen, dass diese Institution sehr dynamisch handelt, viele interessante Initiativen (z. B. Besuche in der Oper oder Sprachworkshops) anbietet und ständig neue Anhänger gewinnt. Wir haben auch die Gelegenheit, am germanistischen Stammtisch teilzunehmen. Solche Treffen sind eine schöne Abwechslung von täglichen Pflichten und man kann dort in netter Gesellschaft Kraft für neue Herausforderungen tanken. Der Stammtisch erfreut sich großer Beliebtheit und auch das zeugt von seinem Nutzen.

Die Prüfungszeit ist, wie immer, zu schnell gekommen. Wir haben uns tapfer vorbereitet, zu wenig geschlafen und beim Magnesiumspiegel regelmäßig nachgeholfen. Bewaffnet mit Wissen und Charme, haben wir es ganz gut geschafft.

Die Ferien sind nun bereits vorbei. Es ist schon wieder Zeit zu arbeiten. Solche Sätze versetzen fast alle Studenten in Unruhe. Trotzdem ist es schön, dass wir diese „schwierige Zeit“ in der freundlichen Umgebung der UKW verbringen können.



## Die Archetypen der Germanistikstudentinnen

Marta Helta

*Liebe Leserinnen, liebe Leser,  
ich vermute, dass einige von euch sich mit den folgenden Archetypen identifizieren oder bei der Lektüre an jemanden denken können. Der Text ist ironisch, nehmt ihn bitte also nicht so ernst.  
Viel Spaß beim Lesen!*

Alle, die das Glück haben oder hatten, Germanistik zu studieren, bemerken bestimmt, dass man verschiedene „Studierendenarten“ unterscheiden kann. Obwohl die Welt sich ständig ändert, bleiben die Archetypen der Germanistikstudentinnen unverändert:

### 1. Das ewige Partygirl

Für sie bedeutet das Studium nur eins, Party! Und das Lernen? Na ja, lassen wir dieses Thema... Das ewige Partygirl beginnt seinen Tag, wenn für die anderen die Nacht beginnt. Sie kommt nach Hause zurück, wenn ihre Kommilitonen zur Uni gehen.

### 2. Die Panikmacherin

Sie hat immer alle Hände voll zu tun, aber nie Zeit genug, alles zu schaffen. Sie lebt in ewiger Angst. „Morgen habe ich eine Klausur. Dazu noch einen Aufsatz! Wann mache ich das alles?“ Wahrscheinlich hat sie vergessen, dass dieser schreckliche Aufsatz eine Äußerung in zwei Sätzen sein soll und die Klausur schon in der letzten Woche stattfand. Wozu dieser Stress? Wovor diese Angst? Immer locker bleiben!

### 3. Die Nie-Lernende

Sie kommt zur Uni. 15 Minuten später schreibt sie eine schwierige Prüfung. Der Verlauf ist immer gleich. Fast immer – denn bei der Nie-Lernenden können wir zwei Unterarten unterscheiden:

#### a) die wirklich Nie-Lernende

Sie lernt nie und niemand weiß, wie es ihr gelingt, Prüfungen zu bestehen. Mühelos belegt sie Semester nach Semester.

#### b) die scheinbar Nie-Lernende

Vor jeder Klausur, vor jeder Prüfung behauptet sie, nichts gelernt zu haben. Jeder weiß aber, dass sie das nur so sagt. Sie hat die ganze Nacht über den Büchern gesessen und alle wissen, dass sie bestimmt eine gute Note bekommt.

Wozu das ganze Theater? Wen will die Nie-Lernende belügen?

### 4. Die Streberin

Sie ist das Gegenteil des ewigen Partygirls. Die beiden sind so, als ob sie aus zwei verschiedenen Welten kämen. Die Streberin steht immer am frühen Morgen auf. Den Tag beginnt sie natürlich mit einem Buch. So bleibt es bis zum späten Abend. Partys? Auf keinen Fall! Dafür hat sie keine Zeit! Sie hat immer etwas zu lernen, zu lesen, zu schreiben, zu machen.

Liebe Streberin, vergiss bitte nicht, zu atmen!

### 5. Die Allwissende

Diese Studentin weiß alles. Immer. Ein wandelndes Lexikon, kann man sagen. Woher weiß sie aber alles? Das kann niemand fassen. Manche sagen über sie: Der Adel lernt nicht, der Adel weiß. Es ist gut, die Allwissende in der Gruppe zu haben, weil sie oft sogar das Internet ersetzen kann. Manchmal ist sie aber eingebildet.

### 6. Die ewige Studentin

Sie ist glücklich. Und das nicht ohne Grund! Sie studiert schon seit drei Jahren und ist immer noch im ersten Studienjahr... Wie lange wird sie noch Studentin sein? Das kann niemand voraussehen. Sie selbst ist auch nicht imstande, festzustellen, wann sie ihre akademische Karriere abschließen wird. Das ist jedoch kein Problem! Sie ist jetzt Studentin und will in naher oder ferner Zukunft nichts an diesem Zustand ändern.

### 7. Die Flatterhafte

Ihre Marke ist die ständig wiederholte Frage „Was ist los?“ Sitzt sie in einer Vorlesung, dann weiß sie nicht, in welchem Studienfach. Ist das eigentlich ihre Gruppe im Raum? Das kann sie nicht wirklich sagen, weil sie ihre Kommilitonen nicht kennt. Sie sitzt in Raum Nr. 111, den Unterricht hat sie aber in Raum Nr. 211. Nur um eine Etage vertan...

### 8. Die Alles-wird-gut-Studentin

„Alles wird gut“ – mit diesen Worten können wir die optimistische Studentin bezeichnen, für die es keine Probleme gibt. Heute hat sie eine Klausur in der Sprachpraxis. Gestern hat sie sich aber ihre Lieblingsserie angesehen und dann noch mit ihren Freunden getroffen. Und die Klausur? Na, wozu gibt es denn Wiederholungsklausuren? Jeder verdient eine zweite Chance. Bei 3 Prüfungen durchgefallen? Auch die kann man nachholen... Alles wird gut!

### 9. Die Liebhaberin

Für sie ist das Germanistikstudium die Erfüllung ihrer Träume. Sie erzählt sowohl über Grammatik als auch über deutsche Kultur mit Hingabe. Germanistik ist ihr ganzes Leben. Sie könnte darüber stundenlang sprechen. Oft fällt es ihr schwer, Gesprächspartner zu finden, weil sie außer der Germanistik gar keine anderen Interessen hat. Zu anderen Themen hat sie eher nichts zu sagen.

### 10. Die Studentin auf dem Papier

Ihr Name steht auf der Studentenliste. Und nur ihren Namen kennen alle. Niemand weiß, wie sie aussieht. An den Lehrveranstaltungen nimmt sie nie teil. Warum wollte sie also Germanistikstudentin sein? Doch nicht etwa wegen des Studierendenausweises? Liebe Studentin auf dem Papier, du bleibst nicht lange bei uns!



## Paranormale Erscheinungen an unserer Uni Teil 2 - Zeit der Probe

Dennis Chraplak



Sławomir Kowalewski

Unser Team beobachtete letztes an der Uni etwas Außergewöhnliches. Etwas, das eine gefährliche, düstere Stimmung hervorrief. Durch die Flure lief die Furcht, Tochter der Finsternis, deren Schatten die Seelen der Studierenden betrübte, wodurch sie nicht richtig denken konnten. Überall konnte man geheimnisvolle, klitzekleine Zauberschriftrollen finden, deren eigentliche Wirkung niemandem bekannt ist. Einige denken, dass sie die Kraft der Übertragung von Antworten auf die Prüfungsblätter haben, andere sagen dagegen, dass sie die überhöhte Wachsamkeit oder gar die Wut der Dozenten bewirken. In den letzten Tagen konnte man auch ein erhöhtes Verkehrsaufkommen bei den Duplikationsmagiern im Erdgeschoss beobachten. Dort vervielfältigten die Magier die Sammlungen vom Wissen aller Studierenden, damit sie sich auf etwas vorbereiten konnten. Das Wissen konnte man sogar als Hieroglyphen an den Wänden, besonders in den riesigen Sälen, finden. Das alles zeugte davon, dass begann, was unvermeidlich ist. Etwas, dessen Name allen Studierenden Schauer über den Rücken treibt – die winterliche *Zeit der Probe*. Die Zeit des Denkens, des Schreibens und des Sprechens. Aber selbst in solch schwieriger Zeit blieb der Prinz der Dunkelheit nicht untätig. Er beschwor die Wissensklaugeister, die den Studierenden das ganze Wissen aussaugten, sodass sie nicht die richtigen Antworten auf die Fragen der Weisen finden konnten. Dazu nutzte er die Wassermagie, indem er den Geist des ewigen Frostes belebte, der das ganze Land mit Schnee und Eis bedeckte. Es begannen riesige Verkehrsprobleme. Einer der Weisen aus unserer Uni konnte sogar nicht zur Prüfungszeit kommen, um seine Lehrlinge abzufragen. Unser Team musste etwas dagegen tun. Es besiegte einen der Wissensklaugeister und konstruierte eine neue Ausrüstung aus Teilen seines Körpers. Tank A. bekam einen Geisterplattenpanzer, der gegen Frost und die Macht aller Gespenster immun ist. Barbar G. von Eichenschild aus dem Norden verstärkte sein Kampfbeil mit den Eckzähnen des Geistes, sodass er den Wind schneiden konnte.

Armbrust-Schütze D. entwarf neue Pfeilspitzen, die er mit der Hektolymphe des Geistes vergiftete. Bogenschütze A. verbesserte seinen Bogen mit den Gespensterhörnern, was ihm noch präzisere Schüsse ermöglichte. Und der Schamane S. untersuchte die magische Abschirmung der Wissensklaugeister, was ihm das Wissen über neue Verstärkungszauberformeln gab, mit denen er das Team unterstützte. Dank dieser Ausrüstung saugte das Team die ganze Kälte ab. Aus der Energie, die dadurch frei wurde, beschworen sie gemeinsam einen dreiteiligen Eisgolem mit Möhrennase. Nach einem langen Kampf fror der Golem den Prinzen der Dunkelheit ein und alles wurde wieder normal. Der Schnee schmolz, die Wissensklaugeister verschwanden und die Stimmung verbesserte sich. Nur mussten manche Studierenden wegen der Dunkelheitsmagie verschiedene Etappen der Zeit der Probe wiederholen. Leider konnte unser Team den kleinen Schneehelden, der die Situation rettete, nicht vor der Kraft der Sonnenstrahlen bewahren. Er musste also in sein Vaterland Nordmar zurückgeschickt werden. Alles nahm ein gutes Ende, aber man darf nicht vergessen, dass der Prinz nur kurzfristig vertrieben wurde. Seine Macht wurde für eine geringe Zeit aufgehalten, was aber nicht bedeutet, dass er nicht irgendwann wieder zurückkehrt.



Der Eisgolem, der unsere Uni gerettet hat.

## Wettbewerb!

(kein Konkurs)



Im Rahmen der Entwicklung literaturwissenschaftlicher Kompetenzen bei den Germanistik-Studierenden lädt die VT-Redaktion zu einem offenen (d. h. ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter, Konfession und Position in der Universitätshierarchie) Wettbewerb ein. Die Wettbewerbsfrage lautet:

### Wie heißt der junge Werther mit Vornamen?

Die glückliche Gewinnerin / der glückliche Gewinner wird einen Abend mit unserem angesehenen Autor **Paweł Sobolewski** verbringen! Paweł ist berühmt für sein Talent, Brühe\* zuzubereiten, angeblich verfügt er notfalls über ausreichende finanzielle Bestände, den Abend im besten Restaurant der Stadt zu veranstalten\*\*. Für ein angemessenes intellektuelles Ambiente ist selbstverständlich gesorgt!

Auf eure Antworten warten wir bis Ende April unter folgender Adresse: [volltreffer.wettbewerb@o2.pl](mailto:volltreffer.wettbewerb@o2.pl)

\* Für Uneingeweihte: poln. rosół

\*\* Da die Redaktion über solche Bestände nicht verfügt, werden die Beteiligten gebeten, die ev. Kosten selbst zu decken.

## VollTreffer sucht MitarbeiterInnen!

Wir möchten den VollTreffer gerne möglichst oft herausgeben, deshalb sind wir immer an Beiträgen von ideenreichen AutorInnen zu beliebigen Themen interessiert.

Die nächste Abgabefrist ist Mitte April 2014

Schickt eure Vorschläge bitte an folgende Adresse:

[knsg@ukw.edu.pl](mailto:knsg@ukw.edu.pl)